Nr. 48 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1911

Die Wirtin von Heiligenbronn.

Roman von Hermann Stegemann.

(Schluß.)

Renck sah ihr in die Augen: „Marie Therese, ich will ein ehrlicher Mensch bleiben, und ich kann es nicht, wenn ich Dir nicht sage, daß ich Dich so lieb habe, wie ich es nur kann, wie es größer nichts geben kann für mich. So lieb, Marie Therese!"

Ein tiefes, sehnsüchtiges Verlangen bog ihr den Nacken zurück, und in ihren Augen schimmerte ein feuchter Schein, als sie leise antwortete: „Mir gehts wie Dir."

Und sie ist aufgestanden, schlank und frank, und ist zu ihm hingetreten und hat beide Hände in die seinen gelegt. Dann blickte sie sich noch einmal um, als wollte sie sich vergewissern, wo sie stand und wo ihr dieses Glück zu eigen geworden war, und sie standen hart nebeneinander und schickten ihr Glück mit ihren Augen auf die Reise in das weithin ruhende, sommerliche Land.

Da hob Renck die Rechte und deutete in die Ferne.

„Die Schneeberge!"

Er wies nach Süden. Der rosenrote Duft hatte sich verzogen, der dort zwischen Himmel und Erde gehangen, und weiße, traumhafte Gipfel erschienen auf dem blauen Himmelsgrund und grüßten still und klar zu ihnen her.

Sie hatten sich nichts mehr zu sagen, ihre Augen hafteten an den weißen, langsam errötenden Firnen, die nach einer Weile im Lichte standen, bis der Dunst der Erntereife wieder emporstieg und sie so geheimnisvoll verschwanden, wie sie gekommen waren. Und als wären Marie Therese und Renck auf diese Bergkanzel gestiegen, um dieses ferne Wunder zu schauen, verließen sie alsbald den Ort und schritten auf den braunen Waldwegen hinab gen Heiligenbronn.

Wo der Weg in die große Bergstraße mündet, nahm Renck Abschied.

„Auf Wiedersehen, Marie Therese. Wir wollen hier auseinandergehen. Schick mir morgen den Bub, und übermorgen, wenn der Amtstag vorüber ist, soll's zwischen uns zum Austrag kommen."

„Ja, Karl, ganz wie Du willst. Ich hab Zeit."

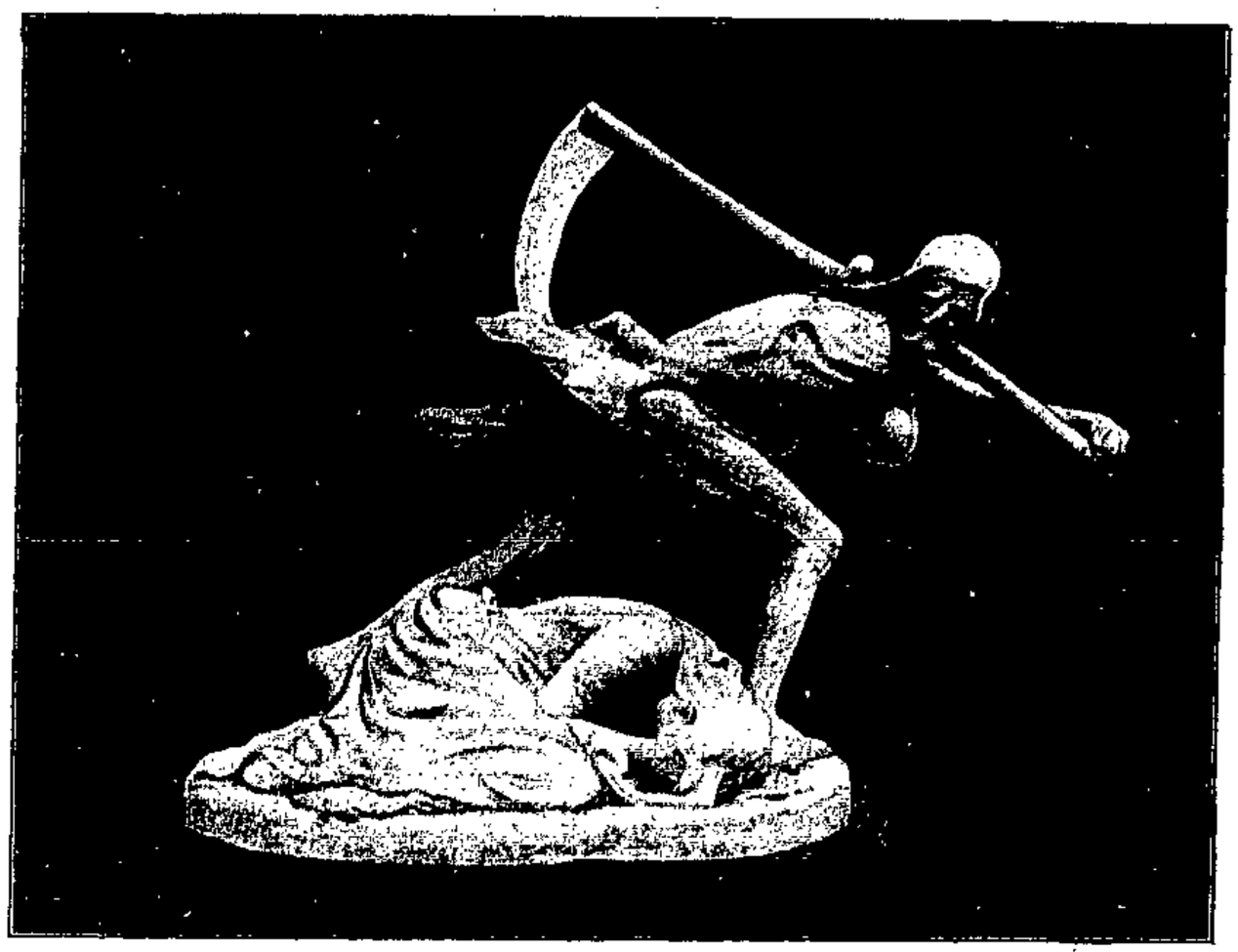
Und er schritt über die Straße hinüber und verlor sich auf dem Pfad zwischen den Bäumen.

Marie Therese ging als eine glückliche Frau in den Tag, und als die Nacht gekommen war und sie in der Dachkammer lag, der helle Silberglanz eines unsichtbaren Mondes auf die schwarzen Blätter und Zweige des Birnbaums tropfte und neben ihr der ruhige Atem ihres Kindes ging, da hielt sie Einkehr bei sich und wog alle Pflichten und überschaute ein Leben, das eitel Mühe und Arbeit gewesen war, und zum ersten Male wurde ihr, offenbar, daß etwas in ihr gedarbt hatte, daß sie mit dem fröhlichen Lebensmut, dem starken Arbeitsgeist und einem fast männlichen Sinn für gutes Regiment und treues Wesen ihr Bestes gegeben hätte, daß aber das allerbeste noch ungenutzt in ihr lag, soweit das Theresle und der Knabe nicht davon gespeist hatten: Ja, eine große Liebe lag noch in ihr, eine Zärtlichkeit, eine Hingebung, die keinen Herrn gefunden hatte.

Das Hotelgebäude versank vor ihren Augen, ihr ganzes Regiment, ihre große Lebensarbeit schmolz zusammen, und sie sehnte sich nach einem neuen Leben für den und mit dem, der ihr heute darauf die Hand gegeben hatte.

Vierzehn Jahre hatte sie gedarbt, zwei Kinder, eins am Anfang, eins am Ende dieser leeren Zeit geboren, und dazwischen war ihr Schoß verschlossen geblieben, und nie hatte sie so eng und hart mit ihrem Manne zusammengelebt, daß sie ineinandergewachsen wären. Aber treu hatte sie ihr Leben auf sich genommen, und wenn sie sich jetzt fragte, ob sie, trotzdem ihr Herz gedarbt hatte, dieses Leben hingäbe um ein anderes, so schrie es in ihr Nein! Denn so, wie sie morgen aus diesem Bette stieg, stand sie frank und froh vor dem, der ihr ein zweites Leben rüsten wollte. Sie überlegte bis in den grauen Morgen und kam zu dem Schluß, daß es nicht untreu gehandelt war an dem Gut ihrer Kinder und an diesen selbst, wenn sie sich bereit machte, Karl Renck zu empfangen und aus dem Wege räumte, was ihm den Zutritt erschwerte. So stolz sie als Badwirtin auf ihrem Grund und Boden waltete, sah sie ein, daß jetzt der Augenblick gekommen war, ihre Selbständigkeit aufzugeben. Aber sie tauschte diese äußere Unabhängigkeit an ein stilleres Regiment an der Seite Rencks, und keinen Augenblick nagte der Gedanke, das Hozzentäler Bauernkind, das vor fünfundzwanzig Jahren in die Fremde gelaufen war, sei seiner nicht wert, an diesem frohen Glauben. Der Bub da neben ihr gewann noch mehr als sie, das stärkte ihr den Entschluß, das Badhotel in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln und davon zu scheiden. Nur eine Furcht wandelte sie an: ob es ihr gelänge, ihr Wesen nach dem des Mannes anzupassen, ob sie nicht hart aufeinanderstießen im engen Zusammenleben, zwei Steine, zwischen denen weiches Korn, wie der Bub war, zerrieben würde. Aber es lebte ein noch junger Mut in ihr, daß sie darüber Herr wurde.

Nur kurz war ihr Schlaf in dieser Nacht, und sie träumte von dem Theresle Strohecker,



Gevatter Tod. Nach einer Skulptur von Hansen-Jacobsen.

dem mancher zu Kilt gegangen und keiner in die Kammer gestiegen war, und sie hörte die Hozze rauschen und die Säge schnarchen und den Vater rufen. „Theresle," sprach er, aber als sie aufblickte, war es Renck und als sie noch einmal hinsah, war's niemand und hatte doch jemand gerufen: „Theresle komm!" Da fand sie, daß sie aufgewacht war und im Bette saß und den Baum vor dem Fenster für jene gehalten hatte.

Doktor Baumgart erfuhr noch am Vormittag, daß Marie Therese bereit sei, in die Umwandlung des Unternehmens in eine Gesellschaft zu willigen. Der letzte Grund blieb ihm unbekannt. Er wunderte sich nur, als die Mutter ihn bat, Herrn Renck diesen Entschluß sofort vertraulich mitzuteilen, wunderte sich erst in lauten Worten, blickte Marie Therese dann forschend an und verstummte plötzlich, denn sie war errötet, und es lag ein so glücklicher Ausdruck auf ihrem Gesicht, daß er nichts mehr zu fragen wagte.

Er brachte ihr auch den Dank Rencks nicht und sagte nur zu seiner Frau: „Jetzt telephoniere ich Herrn Renck, daß die Mutter sich zurückzieht und daß wir das Badhotel auf Aktien stellen, da antwortet er: Baumgart, sagen Sie ihr, ich will kein Opfer, nur wenn's keins ist, dann laß ich ihr danken. Nein, sagen Sie lieber nichts, ich schreibe ihr direkt. — Verstehst Du das?"

„Ja, Mucki," erwiderte sie sanft.

Und nun wurde das Theresle rot, und dann fluchte der Doktor auf einmal: „Donnerwetter, Du hast recht, so ist's, Herrgott von Biberach, so ist's!"

Er packte sie um den Leib und gab ihr einen Kuß.

Am Abend kehrte Franz aus dem Amtshaus mit einem Brief zurück.

Darin stand alles, was sich geschrieben besser und sachlicher ausnimmt als gesprochen.

Renck selbst kam am anderen Tage.

Marie Therese sah ihn auf der Terrasse sitzen, bis es dunkelte. Nach der Abendmahlzeit ordnete sie noch an, was nötig war und ging dann ins Doktorhaus.

Das Theresle fiel ihr um den Hals. Baumgart war noch unterwegs. Marie Therese hatte sein Wägelchen durch das Dorf rollen sehen. Sie setzte sich auf die Veranda und wartete auf Renck. Jetzt tauchte seine hohe Gestalt im klaren Abendlicht auf, und gleich darauf stand er vor ihr. Das Weinlaub fiel in langen Ranken um sie her.

Als Baumgart heimkam, trat ihm Renck entgegen, aber der Doktor hatte schon auf dem Flur ein heimliches Gespräch mit seiner Frau gehabt und streckte die Hände aus und preßte die Finger des Amtmanns und murmelte ein paar verlegene Worte.

Sie beschlossen, noch nichts laut werden zu lassen, und Marie Therese zögerte sogar, dem Vater zu schreiben; denn das Schreiben wurde ihr schwer in dieser Zeit, die ihrem ganzen Wesen eine weiche Heiterkeit und Fülle lieh. Aber die Leitung der Geschäfte litt nicht unter dieser Entfaltung ihres Gefühlslebens.

Da befiel sie eines Abends, als sie zu Bett gehen wollte, ein heftiges Unwohlsein. Sie wehrte sich gegen den Arzt, aber als sie die Angst und die Besorgnis der anderen sah, gab sie nach, und Baumgart wurde geholt.

„Hast Du schon einmal so einen Anfall gehabt?" fragte er leise, als er sie untersucht hatte, und sie gestand, daß sie auf der Rückreise von Hozzenau ähnliche Schmerzen gelitten habe, stärkere sogar, und es wäre nichts daraus entstanden. Und wie es da rasch vorübergegangen sei, so werde sie auch diesmal in ein paar Stunden wieder genesen sein.

„Weißt Du, das sind die Jahre," sagte sie klug und dabei ging ein Lächeln, halb schmerzlich, halb gefaßte Heiterkeit über ihr Gesicht. Aber Baumgart antwortete nicht und strich ihr sanft über die Hand. Dann befahl er ihr vollständige Ruhe, und als es Morgen wurde, schien wirklich alles Ungemach überstanden zu sein.

Marie Therese spürte noch einen seltsamen, dumpfen Schmerz im Leibe, aber ihr Kopf war frei, ihr Blut lief frisch, und es war ein so großes starkes Lebensgefühl in ihr, sie fühlte sich so gesund, daß sie sich erhob und ankleidete. Sie sagte keinem Menschen von den Schmerzen, die sich nach dem rechten Bein hinunterzogen, aber immer mehr in ein dumpfes Taubsein zu verlieren schienen.

Als der Doktor in aller Frühe erschien, hatte sie den Franz schon unter den Händen, und als er schalt, daß sie aufgestanden war, lachte sie wie sonst, wenn sie des Tages froh war.

„Nein, Baumgart, es ist vorbei, ich kenne mich doch."

„Liebste Mutter, versprich mir eins. Wenn Du noch das geringste fühlst, bleib liegen. Geh her, ich untersuch Dich. Es war wirklich eine kleine Blinddarmreizung. Nicht die erste. Wenn ich ohne Rücksicht auf die Person raten soll, so würde ich sagen: wir gehen dem Ding zu Leib, sobald alles wieder klar liegt, und Du lässest Dir den Eingriff gefallen. Jetzt gehörst Du ins Bett."

Marie Therese sah ihn einen Augenblick ernst, beinahe unwillig an.

„Ich und krank, und gar eine Krankheit, die erst seit einem Dutzend Jahre in die Mode gekommen ist! Das gibt es nicht. Im Hozzental gedeiht das nicht. Daß der Vater nicht lacht, wenn er's hört! Und zum Operieren wäre gerade Zeit, nein, nein, ich hab keine Zeit krank zu sein, das weißt Du doch."

„Und Du gibst mir die Hand darauf, daß Du keine Schmerzen mehr spürst? In Deinen Augen steht noch so ein Fünkchen, das verrät, daß es schmerzt, wenn ich hier drück."

Marie Therese schloß unwillkürlich die Lider. Nebenan rief der Knabe und begehrte wieder zur Mutter. Die Klingeln schrillten. Wagenräder knirschten auf dem Kies, der Choral der Morgenmusik klang aus dem Kurpark herüber, und Marie Therese schlug langsam die Augen wieder auf und antwortete: „Mach dem Theresle keine Angst und sag Renck gar nichts, gar nichts, hörst Du, dann will ich noch ein paar Stunden liegen bleiben."

Der Schmerzfunke war plötzlich stärker entbrannt in ihren Augen, und sie leuchteten so blau, wie Baumgart sie noch nie gesehen hatte. Er versprach ihr alles und ging hinaus, telegraphierte dem Chirurgen in die Universitätsstadt und ging ins Krankenheim und ließ alles vorbereiten für die Operation.

Als das Theresle erfuhr, was drohte, schrie es in wildem Schmerz laut auf.

„Du bist doch eine Doktorsfrau, faß Dich! Zeig's ihr nicht! Theresle, ich bitt Dich! Und bedenk — Renck!"

„Das ist mir egal, aber die Mutter, die Mutter!" stieß die junge Frau krampfhaft hervor. „Das gibt's ja gar nicht, die Mutter, die muß leben, die kann ja gar nicht sterben!"

Da erwiderte Baumgart überredend: „Davon ist auch gar nicht die Rede."

Am Nachmittag lag Marie Therese mit Fieber und fliegendem Puls, und ihr klarer Blick hatte sich verschleiert.

Da holte das Theresle den Bruder in das Doktorhaus, und Karl Renck erfuhr, was geschehen war und was noch geschehen mußte.

Am Abend kam der Chirurg.

Marie Therese wußte seit Stunden, daß sie todkrank war, und sie hatte sich schon mit dem Schicksal auseinandergesetzt.

Es war Abend und Nacht geworden. Die Gäste ahnten die Schwere der Erkrankung nicht. Und erst als sie zu Bett gegangen waren, wurde Marie Therese auf die Krankenbahre gehoben. Die elektrischen Lichter leuchteten nicht mehr, aber die Oellämpchen saßen wieder auf ihren Schemeln und hielten die Wache. Zwischen ihnen hindurch zog Marie Therese Markwalder aus dem Badhotel Kranz und durch den leise rauschenden Garten hinauf in das Krankenheim. Sie hatte ihre Einwilligung zur Operation gegeben.

„Ich will, daß es der Vater weiß. Er verzeiht es mir nicht, wenn ich's verschweig, lauf es gut aus oder geh es zur Ruh. Und niemand soll zu mir kommen, eh es geschieht. Niemand. Sag's ihnen allen, Baumgart, und ich laß sie grüßen, ich laß meine Kinder, meine Kinder laß ich grüßen. Meine Kinder!"

Alles in ihr strömte noch einmal in langen sehnsüchtigen Wellen zu ihren Kindern hin, und und ganz weit erst, in der Ferne, erschien ihr das Bild des geliebten Mannes, und eine keusche Scham verschloß ihr den Mund. Sie hat Karl Renck nicht mehr grüßen lassen.

Sie ist stark und klar geblieben in furchtbaren Schmerzen, bis sich die Wolken um sie zogen und alles hinter ihr zurückblieb. Dann kam der Aehter. Tief, mit dem trotzigen Willen, der ihr treu blieb und den sie noch einmal anrief, schlürfte sie ihn ein. Als die Aerzte noch in dieser Nacht das Messer ansetzten und ins Innere drangen, erschraken sie über die Verheerungen, die in diesem blühenden Leibe wüteten. Aber sie trauten auf die Lebenskraft, die in ihr wirkte, und als Marie Therese am anderen Tage schneeweiß in den Kissen lag, langgestreckt, ein unsicheres schmerzliches und doch so tapferes Lächeln in dem schmal gewordenen Gesicht, um das die braunen Zöpfe geordnet lagen, wie sie einst das Theresle Strohecker getragen hatte, da sagte Baumgart zu Renck: „Sie kann nicht sterben. Ein so prächtiges Geschöpf, es ist unmöglich, es sollte unmöglich sein! Fassen Sie Mut, Renck! Halten Sie sich fest! Das Theresle geht mir ja schon aus allen Fugen. Und jeden Augenblick erwart ich den alten Mann aus dem Hozzental. Herrgott, ja, es ist zum Heulen, aber sie hatte ja keine Zeit, krank zu sein!"

Und Renck warf die Arme gen Himmel und keuchte: „Und keine Zeit glücklich zu sein! Nur glücklich zu machen, glücklich zu machen!"

Am Abend, am anderen Morgen, am anderen Abend lag Marie Therese immer noch still. Ihre Augen flirrten, ihr Puls lief in einem welligen Fädchen, ihr Leib hob sich in den Binden, aber klarer und blasser schien ihr Antlitz, und jetzt fand sie eine leise, leise Stimme und fragte nach dem Buben. Zuerst nach dem Buben! Und dann entdeckte sie, daß sie vom Bett aus durch das geöffnete Fenster auf das Badhotel hinuntersehen konnte. Abend war's, und aus dreihundert Kreuzstöcken grüßte es strahlend zu ihr empor in der Herbstnacht, die einen schweren, heißen Wind ausatmete, der wie der Föhn in den Bäumen wühlte und schmale, schwarze Wolkenschiffe vor sich hertrieb.

Da brachte die Krankenschwester, der Baumgart nichts mehr verwehrte, den verschlafenen Knaben, wie er aus dem Bett geholt worden war, und Marie Therese spürte seine Backe, seinen Mund eine Augenblick an ihrem Gesicht.

Dann schlummerte sie wieder ein.

Das Theresle kam zu einer Schlafenden, der das Morphium jeden Schmerz genommen hatte, und das Theresle hat das Taschentuch zerbissen, um nicht zu schreien, und als es draußen dann seinen Mann fragte, wie es stände, er solle ihm jetzt die Wahrheit sagen, da hat er es still in die Arme gezogen, und die Doktorsfrau hat gewußt, was er damit sagen wollte.

Am Abend des dritten Tages traf der Strohecker ein.

Als er aus dem Bahnhöflein auf die Straße trat, kam einer auf ihn zu und sagte: „Ich komme, Sie abzuholen."

„Und komm ich zur Zeit, oder hab ich zu lang gebraucht?" fragte der Alte und rückte den Hut und legte zögernd, mißtrauisch die braune Faust in die weiße Hand Karl Renck's und heftete den Blick auf die geröteten Augen und das übernächtige Gesicht des Fremden, der ihn zu seiner Tochter führen wollte.

„Sie lebt," erwiderte Renck leise, als fürchtete er, der neidische Tod könnte das Wort hören und es zur Lüge machen.

Dann fragte der Strohecker nicht weiter. Er hat auch den Arzt reden lassen, ohne ihn zu unterbrechen.

Als Baumgart zu Ende war, stand er langsam auf und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. Fest, die Finger in die Augenhöhlen drückend und hart durch den weißen Bart streichend. Dann wandte er sich zu Renck. „Erst geh ich zu ihr, und ich will sie auch grüßen von Euch."

So hielt der Vater auf sein Recht und trat allein an ihr Bett.

Sie lag mit geschlossenen Augen, die Hände auf der Decke, die Zöpfe rechts und links herabfallend. Einen Augenblick schwankte der Strohecker, wie wenn ihn die Füße nicht recht trügen, dann setzte er sich neben sie, und sie wußte nicht in ihrem dämmernden Schlaf, daß der Vater gekommen war.

Das Theresle so still, und alles so still um sie her, und schon nicht mehr das Theresle, nur noch ein Stück von ihm! Der Strohecker saß unbeweglich und schaute sie an und starrte ins Leere und schaute sie wieder an. In seiner Weste tickte hart die alte Uhr und zerhackte die Zeit und kam nicht damit zu Ende.

Da regte sich die Kranke und erkannte den Vater. „Weiß es der Vater?" murmelte sie.

„Bist still, ich weiß alles. Und wird alles gut, geht alles seinen graden Weg."

Und das Theresle wollte wieder entschlummern. Aber da drückte der Strohecker das Würgen hinunter, das ihm die Kehle zerriß, und rüttelte sie wach mit den Worten: „Ich hab's ihm versprochen, daß ich Dich grüße."

„Und grüß ihn wieder," antwortete das Theresle, das da in den letzten Kissen lag, „und sag ihm, den Franzel, den hat er ja so gern —"

Ihre Stimme verklang, aber sie schien noch zu sprechen, denn jetzt ging ein Lächeln über ihr Gesicht und nun ein plötzliches lautes „Wenn ich gesund bin . . ." Dann fuhren ihre Arme jählings wild über die Decke, und ein Krampf zerriß ihr Gesicht, und der Strohecker stand groß und stark in dem weißen Zimmer und rief rauh nach dem Doktor und hielt sie mit harten Händen gegen den Tod.

Und sie lag nach wildem Fechten, als der Arzt ihr wieder Ruhe gebracht zum letzten Schlaf, und atmete noch und wußte doch nichts, sah und hörte nicht mehr, und da ist der Wegwart hinaus und hat zu dem Fremden, der in der Fensterecke stand und das Gesicht verbarg, gesagt: „Sie grüßt Euch, und mich dünkt, Ihr gehöret zu uns und an ihr Bett."

Da ist Karl Renck auch hineingegangen, und sie haben ihn eine Weile mit ihr allein gelassen. Es war nicht mehr ihr Gesicht, aber ihre Hände, die waren es noch, die lagen noch warm und weich auf der Decke, und er ergriff ihre Rechte und drückte die Lippen, die Augen darauf und bewegte die matten widerstandslosen Finger und küßte sie mit trockenem Mund und hockte, kniete, lag vor ihrem Bett und legte sich diese müde Frauenhand auf den Scheitel, als müßte sie ihm den letzten Gruß zu einem Segen wandeln und ihn läutern fürs Leben. Und er dachte an ihren Knaben und an alles, was sein sollte und was nicht mehr sein durfte. Und ein ungeheurer Schmerz preßte ihm die Brust zusammen und trieb ihm die Tränen aus den heißen Augen.

Marie Therese ist nicht mehr zu sich gekommen.

Mit dem ersten Schein der Frühe, als Heiligenbronn zum Leben erwachte, ist das tapfere Herz, das sich bis zuletzt gewehrt hat, stillgestanden. Sie hatte keine Zeit krank zu sein, und so ist sie am Morgen des vierten Tages gestorben.

Der Vater hat ihr die Augen zugedrückt, und in ihm schrie's: „Bist außer der Ordnung vor mir gegangen, Theresle, aber bist darum auch die Liebste und die Beste!"

Gestorben.

Noch singt ein Kinderchor
von fernen Ufern her.
Sterne grüßen empor
aus dem nächtlichen Meer.

Was mich tief betrübte,
Lust und Jammer und Gier,
was mich schlug und liebte,
löste sich von mir.

Meine flackernden Feuer
brannten in mir zur Ruh.
Lautlos lenkt mein Steuer
dämmernden Inseln zu.

Einsam fahre ich nun
mit der Betergebärde,
wie die Toten ruhen
unter der Erde.

Und das fließende Licht
von den Sternen hernieder
tropft und quillt und bricht
durch die starren Lider.

Wie ein Träumen leicht
steigen die Stimmen . . . weit
schweigt das Singen . . . und weicht
vor der Ewigkeit . . .

Robert Walter.

Die Wenden.

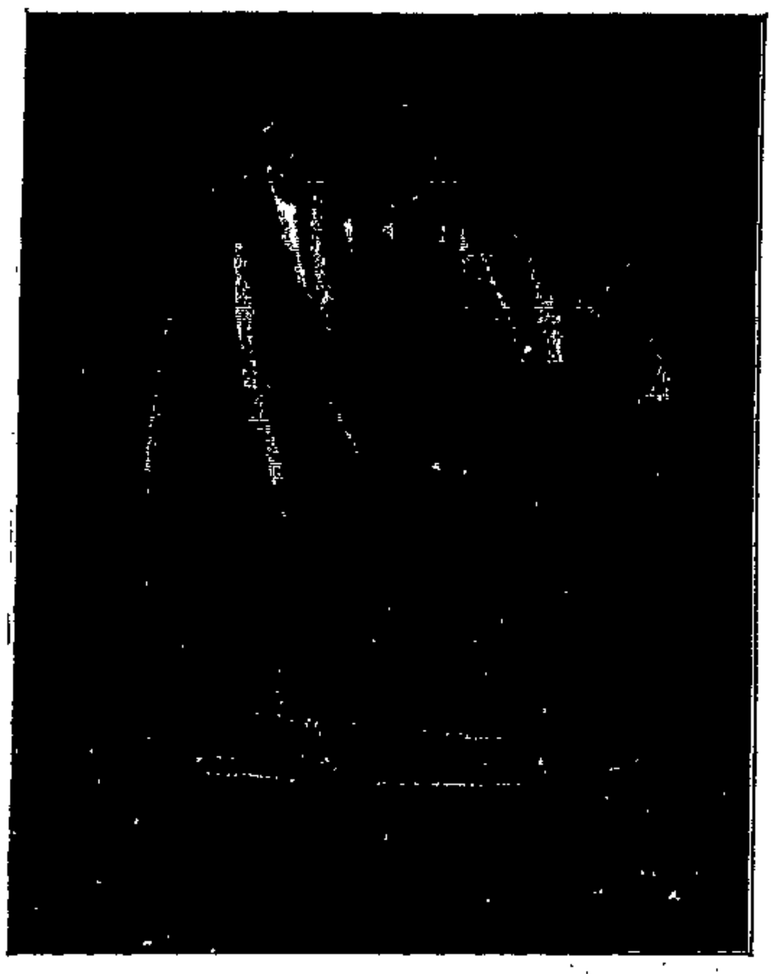
Von Edmund Fischer. (Schluß.)

Mit der Ansiedelung deutscher Bauern und niederländischer Kolonisten — welche auch die Weberei in Sachsen zuerst zur Blüte gebracht haben — begann dann die fast völlige Verdrängung der Wenden. Wo sie nicht einfach davongejagt wurden, was in vielen Fällen geschah, wurden sie nach und nach so drangsaliert, daß sie von selbst gingen. Jahrhunderte hindurch dauerten die Verfolgungen der Wenden, die sich über große Teile Deutschlands erstreckten. In Bautzen hat man eine Wendengasse und einen Wendengraben, wie sonstwo eine Judengasse, denn das Recht der Wenden in der deutschen Stadt war nicht größer als jenes der Juden, und in eine Zunft wurden sie nicht aufgenommen.

Noch im 17. Jahrhundert durfte in Sachsen kein Meister einen Lehrling annehmen, der wendischer Abkunft war. In den vogtländischen Städten wurden die Wenden überhaupt nicht geduldet. In Bischofswerda in der Oberlausitz ist am 15. Juli 1568 ein gewisser Blasius Vetter aus Schmölln Bürger geworden; da er aber Wende war, mußte er hundert Taler Bürgergeld bezahlen. Und so war es in allen deutschen Städten. In den Städten Mecklenburgs und Pommerns, welche deutsche Stiftungen waren, wachten die Zünfte auf das strengste darüber, daß kein Wende sich einschleiche. Dr. Stieber berichtet in seiner 1714 gedruckten Kirchenhistorie, die Wenden hätten traditionell damals in einem so schlechten Rufe gestanden, daß von jemand, den man als einen harten widersinnigen Kopf habe bezeichnen wollen, gesagt wurde: er habe eine wendische Ader im Nacken. Einzelne Gewerbe waren ihnen erlaubt, wie die Bezeichnung Wendschlächter erkennen läßt. Bürger konnten sie aber nicht werden. Ein Beschluß des Rates von Lüneburg vom Jahre 1409 bestimmt: „Dat he nun mehr keinen wendischen Mann to borgher nehmen wolle." Und in Uelzen sagte der § 44 einer alten Satzung vom Jahre 1619 wörtlich: „Wenn der fernest auch einige dieser Stadt Borgher sich an einige Weiber, so nicht teutscher, sondern wendischer Herkömmniß seien, verheiratheten, so will Ew. Rath die Borgherrn wohlmeintlich gewarnt haben, sich dessen zu enthalten, falls sich nun der ein oder andere dem zuwider, sich mit dero gleichen Personen befreunden sollte, so können und sollen dero Kinder, die aus solcher Ehe geboren werden, in keine Aemter aufgenommen werden, noch mit einigen dieser Ortsüblichen Geburtsbriefen versehen werden." Die Wenden wurden eben allgemein als kriegsgefangenes, unterdrücktes Volk behandelt, und es ist kein Zufall, daß die Leibeigenschaft in der Oberlausitz bis in die 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts bestanden hat.

Auch die Sprache und die Religion wurden als Anlaß zur Verfolgung der Wenden genommen. Im Jahre 1246 sollten die Diesdorfer Sorben verjagt werden, wenn sie dem heidnischen Glauben nicht entsagten. Im Jahre 1293 verbot Bernhard II. von Anhalt die sorbische Sprache vor Gericht, das gleiche tat 1327 Landgraf Friedrich unter Androhung der Todesstrafe in Leipzig, Zwickau, Altenburg. In Meißen erfolgte das Verbot der wendischen Sprache 1424, in Lübbenau 1430.

Ueberall und immer waren es Gründe materieller Art, die zur Verfolgung der Sorben führten, denen eine große Geselligkeit, Heiterkeit, Fröhlichkeit nachgerühmt wird. Was vom großen Sorbenvolke in den Kämpfen nicht niedergemacht oder in die Sklaverei nach Deutschland, Irland, Frankreich, Spanien und Nordafrika verschickt worden ist, floh später zu anderen slawischen Völkern. Nur ein kleiner Rest vermochte sich in abgelegenen Dörfern der Lausitz — in der „Wendei" — zu halten, um in kurzer Zeit im deutschen Volke aufzugehen, als „Nation" zu verschwinden. In Familien- und Ortsnamen wird die Geschichte des Sorbenvolkes aber lebendig bleiben. Auch viele gut deutsch klingende Namen sind wendischen Ursprungs. Im Krischaer Kirchenbuch erscheint ein echt wendischer Broidky; seine Söhne treten als Brödy und Brady auf, die folgende Generation als Brode und Brode. Aus Honik wurde Hönig, Höhnig, Hennig; aus Symmy wurde Symm, dann Simm. Der Name Posny wandelte sich in Busch um. Wendische Ableitungen sind ferner Görke, Greger, Hänsch, Jentzsch, Jänisch (wendische Form für Johannes), Petrisch, Petsch, Pietsch, Pösch, Pöschke, Peschel (wendische Form für Peter), Robel, Röbel, Fröbel von wrobel = der Sperling usw. Wie überhaupt im Osten Deutschlands, sind auch in Sachsen die meisten Ortsnamen slawischen Ursprungs. Und unzählige der Deutschtümler, die glauben, auf ihre germanische Rasse, ihre germanische Abstammung, ihre deutsche Eigenart und ihren deutschen Namen stolz sein zu müssen, stammen von Slawen ab, die einstmals den ganzen Osten und Nordosten Deutschlands bewohnten, von denen die Lausitzer Wenden zuerst mit den deutschen Volksstämmen in Berührung gekommen waren und deren letzter Ueberrest nun, nach einer tausendjährigen Verfolgung und Unterdrückung, vor unseren Augen im „Deutschtum" aufgeht. —



Anna Maria Carl Nielsen: Unkraut jätende Alte (Bronze).

Kämpfe im Mittelmeer.

Von A. Conrady.

Der italienisch-türkische Krieg, durch den so plötzlich der Weltfriede gestört, die Gefahr eines Weltkrieges nahegelegt worden ist, rückt wieder einmal die Ufer und Uferländer jenes Meeres in den Mittelpunkt des Interesses, das einst den eigentlichen Schauplatz der Geschichte darstellte, dann stark zurücktrat, um neuerdings wieder große weltgeschichtliche Bedeutung zu gewinnen. Freilich kann in diesen Tagen, die in allen Weltteilen und Ozeanen das geschichtliche Leben der Menschheit pulsieren lassen, das Mittelmeer und die Mittelmeerländer nicht mehr eine so entscheidende Rolle spielen wie zu jenen Zeiten, als die Geschichte der Kulturvölker im wesentlichen eine Geschichte der Mittelmeervölker war. Auf der Höhe des klassischen Altertums war praktisch das Ende der Welt die Straße von Gibraltar, dazumal die Säulen des Herkules genannt, während ostwärts noch das Anhängsel des Mittelmeeres, das Schwarze Meer, befahren wurde, bis zu jenem kolchischen Fabelland des goldenen Vließes hin, wo der Phasis mündet. Freilich spricht das Bewußtsein, daß der Horizont des Griechentums erweiterungsfähig, aus den berühmten Worten Platos: „Wir, die wir vom Phasis bis zu den Säulen des Herkules wohnen, haben nur einen kleinen Teil der Erde inne, in dem wir uns, wie die Ameisen oder Frösche um einen Sumpf, um das Meer angesiedelt haben.“ Gleichzeitig aber kommt hierin die Erkenntnis zum Ausdruck, daß die Mittelmeervölker miteinander in Zusammenhang standen, eine gemeinsame Geschichte besaßen, die tatsächlich lange Zeit die wichtigsten Vorgänge der historischen Entwickelung in sich schloß.

Die ältesten Zivilisationen unseres Kulturkreises allerdings, die von Babylonien und von Aegypten, hatten wenig direkten Zusammenhang mit dem Meere, beschränkten sich lange im wesentlichen auf die Stromgebiete, in denen sie emporwuchsen, um dann in den zwischenliegenden Gebieten Vorderasiens aufeinander und auf andere Völker zu wirken. In den Zwischengebieten aber saß bereits der semitische Stamm, der vorzugsweise zum Volke der Vermittelung wurde und nun insbesondere auch den ferneren Mittelmeerländern orientalische Kultur vermittelte: die Phönizier. In der Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christo bereits zu kühnen Seefahrern geworden, führten sie den Barbaren an den Küsten des Mittelmeeres Erzeugnisse der Zivilisation zu, anfänglich in der Hauptsache solche aus Aegypten und Babylonien, bald aber auch eigene Produkte. Sie brachten dann auch andere Kulturgüter mit als die bloßen Handelsartikel, insbesondere die Buchstabenschrift. Solche wohltätige Begleiterscheinungen des phönizischen Handels verleiten leicht dazu, ganz zu übersehen, daß das Treiben der gewinnsüchtigen Schiffer von Sidon und Tyrus seine bösen Schattenseiten hatte für die fremden Völker, die mit ihnen zu tun bekamen. Neben dem Seehandel betrieben sie auch mit großer Vorliebe Seeraub, an den Küsten vielfach Menschenraub. Außerdem wucherten sie Völker, die sie geldwirtschaftlich zu erziehen begannen, nach Noten aus. Eins haben aber die Kaufherren von Tyrus und Sidon nicht über die Mittelmeergebiete gebracht, in denen sie Handel trieben, eine dauernde Fremdherrschaft. Die Phönizier begnügten sich im allgemeinen damit, Faktoreien an den Küsten anzulegen und wichen aus ihren Niederlassungen bei stärkerer Machtentfaltung der Anwohner ohne ernstliche Gegenwehr. Erst eine berühmte Tochterstadt von Tyrus im westlichen Mittelmeer, Karthago, in der Nähe des heutigen Tunis, hat die Bahn kolonialer Eroberungspolitik eingeschlagen, die Begründung eines phönizischen Reiches im westlichen Mittelmeer unternommen. Karthago war selber von vornherein keine bloße Faktorei, sondern die Nachfolgerin einer solchen. Phönizische Auswanderer hatten sich diese Stelle zu dauernder Niederlassung erkoren, vereinigten allmählich ein ansehnliches Landgebiet in Nordafrika, das heutige Tunis, mit ihrem städtischen Mittelpunkt und unterstellten diesem dann auch eine lange Reihe von phönizischen Handelsniederlassungen in Nordafrika, wie in Spanien und auf den italienischen Inseln, die allmählich großenteils Besitz der reichen Handelsrepublik wurden. Bei diesem Umsichgreifen bekamen die Karthager nun bald mit ernstlichen Konkurrenten zu tun, zuerst mit dem italienischen Kultur-, Seefahrer- und Seeräubervolk der Etrusker, bald, an der Seite dieser, die sich nun mit den Karthagern abfanden, mit den Griechen, die seit dem 7. Jahrhundert v. Chr. mit dem phönizischen Machtzentrum im Westen in Berührung kamen. Im Osten, in den griechischen Gewässern waren die Phönizier von Syrien längst vor den Hellenen zurückgewichen, wie diese sich immer höher entwickelten und zur See mit ihren Lehrmeistern wetteiferten, gleich diesen anfänglich Seehandel und Seeraub verbindend.

Ada Bonfils: Der Wasserscheue.

Die Verdrängung der Phönizier aus den griechischen Gewässern erfolgte weit eher, als die Geschicke Griechenlands uns im einzelnen erkennbar sind. Vor diese Zeit fällt auch noch die ältere griechische Kolonisation, nämlich die Uebersiedelung von Griechen des Mutterlandes nach Kleinasien, wo sich zunächst die Westküste mit griechischen Pflanzstädten bedeckte. Dagegen fällt in die geschichtliche Zeit der zweite Abschnitt der griechischen Kolonisation. Da vollzog sich die Auswanderung zwar auch zum Teil wieder aus dem europäischen Griechenland, überwiegend aber aus den griechischen Ansiedelungen in Kleinasien, die im Kontakt mit der orientalischen Zivilisation eine rasche Entfaltung genommen hatten, so daß sie dem Mutterlande zum Teil voraus waren; rasch sich entwickelnde soziale Gegensätze trieben Teile der Bevölkerung wieder hinaus. Besonders die Ufer des Schwarzen Meeres bedeckten sich mit Kolonien der kleinasiatischen Griechenstädte, aber auch anderswo waren diese stark beteiligt. Es ging jetzt, etwa im 8., 7. und 6. Jahrhundert v. Chr., weit über die Gebiete hinaus, die früher den Horizont des Hellenentums ausgemacht hatten. Bis nach Spanien hin, wo die Silberreichtümer von Tartessus lockten, erstreckten sich die Kolonisationsversuche. In Spanien freilich kam man gegen die Karthager nicht auf, die sich hier dauernd festsetzten und das Geschäft mit diesem Lande für sich monopolisierten. Dagegen setzten sich im südlichen Frankreich Griechen aus Phokäa in Kleinasien an die Stelle einer karthagischen Pflanzung: eine solche war Massilia, das heutige Marseille, ursprünglich gewesen. An einer anderen Stelle wiederum, nämlich in den Gewässern von Korsika, unterlagen phokäische Auswanderer in einer Seeschlacht den verbündeten Karthagern und Etruskern. Auch Sardinien behaupteten die Karthager allein. Dagegen mußten sie sich mit den Griechen teilen in den Besitz von Sizilien. Während im Westen dieser Insel die Küsten mit karthagischen Plätzen bedeckt waren, gab es im Osten eine Menge griechischer Kolonien, unter denen sich Syrakus zur größten Handelsstadt des griechischen Westens entwickelte. Syrakus hatte auch die Führung in den unaufhörlichen Kämpfen mit den Karthagern, die immer wieder versuchten die Alleinherrschaft in Sizilien zu erobern. Darüber kam Karthago nicht zu ernstlichen Auseinandersetzungen mit den Griechen des italienischen Festlandes, wo Tarent sich schließlich zur bedeutendsten hellenischen Handelsstadt entwickelte. Dagegen kämpften die Karthager öfter auf dem afrikanischen Boden mit griechischen Nachbarn, die freilich immerhin durch einen großen Zwischenraum unwirtlichen Gebiets vom karthagischen Gebiet getrennt waren. Die griechische Kolonie Kyrene erhob sich auf der westlich von Aegypten liegenden nordafrikanischen Halbinsel, die man heute noch Kyrenaika nennt. Kyrene und einige Nachbarstädte entwickelten sich rasch, besonders durch den Handel mit den Eingeborenenstämmen bis ins Innere von Afrika hinein und bis ins Fezzan. Damit aber war Kyrene Konkurrentin von Karthago, das gleichfalls einen schwunghaften Handel mit dem Innern von Afrika betrieb. Um nun den Kyrenäern die besten Zugangsstraßen ins Innere abzuschneiden, suchte Karthago seine Herrschaft über die alten phönizischen Niederlassungen, die man als Tripolis (Dreistadt) zusammenfaßte, ostwärts zu erstrecken, wobei es

dann zu kriegerischen Zusammenstößen mit Kyrene kam, das sich die Karawanenstraßen nicht verlegen ließ.

Kyrene geriet vor Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. auf längere Zeit unter die Botmäßigkeit der Perser, als äußerster westlicher Punkt ihrer Herrschaft, die fast den ganzen vorderen Orient umfaßte und den ganzen Ostrand des Mittelmeerbeckens. Zu der Zeit ihrer größten Macht geboten die persischen Großkönige nämlich auch über die kleinasiatischen Griechen. Dagegen wurde der Versuch, das europäische Griechenland zu unterwerfen, von den Griechen abgeschlagen und mit einem Gegenstoß beantwortet, der den Hellenen von Kleinasien großenteils die Freiheit wiedergab. Der griechische Seekrieg bei Salamis (480) war in erster Linie über die Phönizier davongetragen, die als Untertanen des Großkönigs ihm den Kern seiner Seemacht stellten. Gleichzeitig, angeblich am selben Tage, siegten über die karthagischen Phönizier zu Lande die sizilischen Griechen bei Himera. Hand in Hand mit dem Angriff der Perser auf Griechenland ging nämlich ein Vorstoß der Karthager gegen die sizilischen Griechen, der ebenso scheiterte wie der Xerxeszug. Diesem folgte in Griechenland der enorme ökonomische und politische Aufschwung Athens, das im Kampf gegen die Perser die Führung eines Seebundes übernahm und in dessen Bereich dann wirtschaftlich und politisch herrschte. Sein Handel umfaßte in der Blütezeit das ganze östliche Mittelmeerbecken einschließlich des Schwarzen Meeres. Bei allem äußeren Glanz Athens im Zeitalter des Perikles gab es aber eine böse Kehrseite in Gestalt des massenhaften Pauperismus, der die Folge der zunehmenden Sklavenwirtschaft war. Die Notwendigkeit, für die existenzlosen Bürger Mittel zum Unterhalt zu beschaffen, wirkte, vereinigt mit dem Wunsch der athenischen Geldleute, in möglichst weitem Umfang eine Handelsherrschaft zu begründen, dahin, Athen auf die schiefe Ebene des Imperialismus zu treiben. Wie die Bundesgenossen mehr und mehr in tributpflichtige Untertanen verwandelt wurden, so griff man auch schon bald über des Gebiet des Aegäischen Meeres hinaus. Perikles unternahm bereits eine Expedition nach dem Schwarzen Meer. Sogar an Aegypten dachte man schon, wo die persische Herrschaft erschüttert war. Aber das ägyptische Abenteuer Athens, das 460 v. Chr. unternommen wurde, endigte nach anfänglichen Erfolgen mit dem Verlust des Expeditionskorps. Als dann schon im Peloponnesischen Kriege Athens Machtstellung durch seine Gegner aufs äußerste gefährdet worden war, unternahm man doch jenes überseeische Abenteuer, das als die sizilische Expedition berühmt ist. Zunächst war die Eroberung Siziliens, in erster Linie Syrakus, beabsichtigt. Weiter aber sollte Italien, besonders die Etrusker, an die Reihe kommen, und es bestand sogar die Absicht, Karthago zu erobern. Nach Plutarch waren die Athener so für diese Pläne eingenommen, daß jung und alt mit den Fingern Sizilien und Afrika in den Sand zu zeichnen pflegte. „Denn sie betrachteten Sizilien nicht bloß als den Preis des Krieges, sondern als einen Waffenplatz, von wo aus sie die Karthager bekriegen und Afrika mit dem ganzen Meere bis an die Säulen des Herkules sich unterwürfig machen könnten.“ Diesen kühnen Träumen folgte ein schreckliches Erwachen. Die Syrakuser und ihre Verbündeten vernichteten das große athenische Expeditionskorps total (413 v. Chr.). Was nicht fiel, schmachtete in den gräulichen Steinbrüchen von Syrakus bei Wasser und Brot dahin oder fronte als Sklave, anstatt, wie man gehofft, andere für sich arbeiten zu lassen. Für den athenischen Imperialismus bedeutete dieses Fiasko den Todesstoß, wohingegen Syrakus nun in großer Macht dastand. Es folgten aber auf Sizilien neue Kämpfe zwischen den dortigen Griechen und den Karthagern. Die Einzelheiten gehören nicht hierher. Im ganzen blieb immer alles bei der hergebrachten Machtverteilung. Nur eine interessante Episode sei herausgegriffen, deren bemerkenswertester Teil auf afrikanischem Boden sich abspielt. 310 v. Chr. hatten die Karthager in Sizilien so große militärische Erfolge davongetragen, daß sie zur Belagerung von Syrakus schritten. Der griechische Machthaber Agathokles verfiel nun auf einen verzweifelten Ablenkungsversuch. Er brach nämlich mit einer Anzahl von Schiffen, die Truppen an Bord hatten, aus dem

Otto Richter: Am Morgen.

Hafen von Syrakus aus, entkam den verfolgenden Karthagern und steuerte geradenwegs nach Afrika hinüber, wo er sich zunächst in der Stadt Tunis festsetzte. Er hoffte, seinen Vorstoß gegen Karthago durch die inneren Gegensätze des Karthagischen Gebiets begünstigt zu finden. So wohl angebaut die Gegend sich auch ausnahm, Zufriedenheit herrschte hier nicht, und zwar nicht nur bei den Sklaven auf den Plantagen, sondern auch bei der arg ausgebeuteten freien libyphönizischen Landbevölkerung, Mischlingen von eingeborenen Berbern mit eingewanderten Phöniziern. Indes, dieser Teil der Bevölkerung zeigte bei aller Mißvergnügtheit keine besondere Kampfeslust, und die echten, nomadisierenden Berber waren zwar Gegner der karthagischen Kaufherren, hatten aber im Grunde — und mit gutem Grund — auch nicht viel für Agathokles übrig, waren also sehr unsichere Bundesgenossen. Agathokles sah sich also anderweitig nach Hilfe um, und da lag nun noch am nächsten der Gedanke an die alte griechische Nebenbuhlerin Karthagos in Afrika, an Kyrene. Der augenblickliche Machthaber der Kyrenaika, Ophellas, hatte sich bereits mit Expansionsabsichten nach Westen hin getragen. Er schlug also freudig ein, als ihm Agathokles ein Zusammengehen zur Niederwerfung Karthagos vorschlug. Agathokles erklärte sich mit dem von Karthagern gesäuberten Sizilien zufrieden, die Kyrenäer sollten Karthago und sein afrikanisches Gebiet erhalten. Ophellas nahm die Sache im größten Stil in Angriff. Nicht allein brachte er ein beträchtliches Heer zusammen, sondern außerdem ließ er in Griechenland bekannt machen, daß Kolonisten für das Gebiet von Karthago gesucht würden. An zehntausend Menschen fanden sich aus Athen und anderen Plätzen in Kyrene zusammen, getrieben von der Hoffnung, wie der alte Diodor sich ausdrückt, „den besten Teil Afrikas durch Landverlosung unter sich zu verteilen und den Reichtum in Karthago zu plündern". Diese Luftschlösser machten den Abenteurern auch Mut auf dem furchtbaren, länger als zwei Monate währenden Marsch durch die trockenen Gefilde von Tripolis. Arg gelichtet stießen die Scharen des Ophellas schließlich zu Agathokles. Dieser verübte nun einen haarsträubenden Banditenstreich, indem er, um allein Herr zu sein, den Ophellas ermorden ließ, dessen Truppen unter seinen Befehl nötigte, der unglücklichen Kolonisten aber als unnützen Ballast sich entledigte, indem er sie mit anderer Beute zusammen nach Syrakus verfrachtete, wo er übrigens selbst schließlich wieder eintraf, ohne in Afrika etwas Dauerndes ausgerichtet zu haben.

Ophellas hatte mit dem Unternehmen gegen Karthago die Ausführung eines Gedankens versucht, mit dem sich schon, als jener ein junger Offizier war, sein damaliger Chef getragen hatte, der berühmte Eroberer des Perserreiches, König Alexander von Macedonien. Alexander der Große hat auch noch gegen den Westen, zunächst gegen Karthago, ziehen wollen, nachdem er den Osten siegreich durchzogen und mit der Balkanhalbinsel zu einem großen Weltreich vereinigt hatte. Sein früher Tod (323) machte allen riesigen Projekten ein Ende und hatte auch den raschen Zerfall seines Reiches in eine Anzahl hellenistischer Staaten zur Folge. Wie aber hier überall nun das Griechentum einen mehr oder weniger großen Einfluß behauptete, so blieben auch alle diese Tochterstaaten des macedonischen Weltreichs im östlichen Mittelmeer einander wirtschaftlich weit nähergerückt als in persischen Zeiten. Der Handel fand in einer Reihe von Städten neue Sitze, vor allem in der ägyptischen Gründung Alexanders des Großen, in Alexandrien, das mit großer Schnelligkeit zum größten Welthafen des Ostens wurde, übrigens auch direkte Verbindung mit dem Roten Meer und dadurch mit Indien bekam, indem die Ptolemäerkönige Aegyptens einen Kanal vom Nil nach dem Meerbusen von Suez erneuerten, der schon unter den alten Pharaonen begonnen, unter dem Perserkönig Darius vollendet worden war. Der Handel im östlichen Mittelmeer schlug damals ganz andere Bahnen ein und bekam ganz andere Sitze, wie vor allem zu seinem Schaden der frühere Haupthafen Griechenlands merken mußte, Athen, das im Gefolge der macedonischen Herrschaft nach seiner Freiheit nun auch seine ökonomische Bedeutung mehr und mehr einbüßte. Korinth war jetzt auf griechischem Boden weitaus der bedeutendste Handelsplatz. In den griechischen Gewässern im weiteren Sinne aber war jetzt die Insel Rhodos der Haupthafen, dessen Verkehr bis ins Schwarze Meer, bis nach Aegypten und nach Sizilien reichte. Der Handel von Rhodos und anderen Plätzen nach dem Schwarzen Meer hatte im letzten Viertel des dritten Jahrhunderts kriegerische Verwickelungen zur Folge, die darüber belehren, welche Bedeutung bereits damals dem von der Natur so begünstigten Punkte zukam, wo heute Konstantinopel liegt. Damals nahm den Platz am goldenen Horn eine Griechenstadt ein, die Byzanz hieß. Die Byzantiner verfielen nun darauf, ihre Position am Bosporus dazu zu benutzen, den Schiffen anderer Städte und Staaten die Durchfahrt durch die Meerenge nur gegen Entrichtung eines Zolles zu gestatten. Damit fanden sie aber bei den Interessenten gar keinen Anklang. Abgesehen von der momentanen Schröpfung durch die Byzantiner hätte eine Anerkennung ihres Anspruchs, die Meerenge zu sperren, die Benutzung des einzigen Zugangs zum Schwarzen Meer ganz von ihrem Belieben abhängig gemacht. Die Handelsstaaten traten also unter Vorantritt des am meisten interessierten Rhodos den Byzantinern entgegen, und da diese von ihrem Zoll nicht lassen wollten, kam es zum Krieg, an dem auch Landstaaten auf beiden Seiten teilnahmen. Die Byzantiner fühlten sich aber auf die Dauer ihren Gegnern nicht gewachsen und verstanden sich daher zu einem Frieden, in dem sie die Schiffahrt durch den Bosporus freigaben. Bei größerer Stärke wären sie offenbar in der Lage gewesen, den Verkehr mit dem Schwarzen Meer ganz in ihre Hände zu bringen, eine ähnliche Monopolpolitik zu treiben, wie sie karthagisches System im westlichen Mittelmeer gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Welt-Ausstellung in Turin.

Ein Rückblick von **Robert Albert.**

Mit einem stattlichen Defizit, das manchem Garantiefondszeichner die Haare zu Berge steigen lassen wird, hat die Turiner Weltausstellung geschlossen. Das grausige Gespenst der Cholera, das unheimlich sich den Sommer hindurch in Italien bemerkbar machte und in etwa 900 Orten Opfer forderte, hat Tausende von Fremden, die den Ueberschuß bringen sollten, von Turin ferngehalten. Und dieses Fiasko: trotz der 60 Prozent Preisermäßigung auf den Bahnen, trotz der Versuche, die Cholera zu vertuschen, und trotz einer gewaltigen Reklame in ganz Europa.

Wenn diese Programmstörung nicht gewesen wäre, hätte zweifellos gerade die Turiner Ausstellung viele Menschen aus aller Herren Länder angelockt. Einmal, weil Italien an sich ja gern besucht wird, und dann, weil die Ausstellung, wie allgemein konstatiert wurde, wirklich sehenswert und viel schöner und größer gewesen ist als die Brüsseler. Im herrlichen Valentinopark, der 4 Kilometer lang, 1 225 000 Quadratmeter groß ist, sind rund 350 000 Quadratmeter mit Hallen, Palästen und Pavillons bebaut worden, in welchen folgende Länder ihre hauptsächlichsten Erzeugnisse zur Schau stellten: Deutschland, Italien, England, Frankreich, Rußland, Belgien, Persien, Serbien, Siam, Türkei, Argentinien, Schweiz, Ungarn, Amerika, Brasilien, Indien, Japan, China, Peru, Uruguay, Cuba, Venezuela, Chile, Bolivia, Kalifornien und einige kleine Staaten des Orients. Noch auf keiner Ausstellung sollen so viele Länder vertreten gewesen sein.

Dazu kam die herrliche Lage. Turin ist so gar nicht „italienisch", also ohne den Schmutz und Lärm und winkligen Gassen der „echt italienischen" Städte. Prächtige breite Straßen, viele mit zwei bis vier Baumreihen bepflanzt, riesige Plätze mit Denkmälern, die sich weit über den Durchschnitt erheben, und die vor Regen und Sonne schützenden Arkaden, die sich in einer Länge von fast 10 Kilometer durch die ganze Stadt ziehen, verleihen dem Stadtbild einen eigenen Reiz.

Und inmitten dieser Schönheiten lag die Ausstellung mit ihren 47 Palästen, Pavillons und Hallen, die fast alle im Stile des Piemont des 17. Jahrhunderts ausgeführt sind und in ihrem blendenden Weiß einen großartigen Anblick gewährten. Nur Deutschland und Ungarn fielen aus dem einheitlichen Rahmen der Ausstellung heraus. Deutschland glaubte, ohne den üblichen Kuppelbau mit Krone und Kreuz nicht auskommen zu können und verzichtete auf die einfachen und doch grandiosen Linien der sonstigen Architektur, die die übrigen Paläste beherrscht und mit ihrer vornehmen Eleganz und ihrem feinen Stil äußerst angenehm wirkt.

Leider trat Deutschland, abgesehen von seiner architektonischen Extravaganz, durch nichts Besonderes hervor. Es imponierte in der Maschinenhalle, es überraschte mit seinen prächtigen Erzeugnissen der Musikindustrie, die den Hauptanziehungspunkt der deutschen Abteilung bildeten, aber es fehlte ihm das Charakteristische, das den anderen Pavillons ihr besonderes Gepräge gab. Deutschland wollte in Turin die Fortschritte der Industrie seit dem Beginn der 1870er Jahre illustrieren und beging dabei den Fehler, von allem etwas zu bieten, so daß sich dem Gedächtnis des Besuchers nichts einprägte. Nur wer tagelang Zeit hatte und auch die überall angebrachten Statistiken, Diagramme, Stereoskops usw. studieren konnte, dem ward der große Aufschwung Deutschlands seit 50 Jahren klar. Der erfuhr in Turin, daß Deutschland in dieser Zeit von 41 auf 65 Millionen Einwohner angewachsen ist, daß es fast keine Auswanderung mehr hat, daß es im Gegenteil mehr zuwandernde „Elemente" aufweist, daß die Bevölkerungsdichtigkeit riesig gestiegen ist (von 76 pro Quadratkilometer auf 120), daß es 1871 nur 8, jetzt aber 45 Städte mit über 100 000 Einwohnern hat, daß die Industrie seit 1882 die Landwirtschaft immer mehr verdrängt (40 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung sind in der Landwirtschaft, 46 Prozent in der Industrie, 14 Prozent im Handel beschäftigt) und daß trotz alledem der Aufschwung des Wirtschaftslebens auch in hohem Maße der Landwirtschaft zugute gekommen ist.

Zum großen Verdruß der deutschen Agrarier ward den Besuchern der Weltausstellung mit zwingender Logik vor Augen geführt, wie sehr durch das Zusammenarbeiten mit der Wissenschaft, insbesondere der Chemie und auch der Technik auf dem Gebiete landwirtschaftlicher Maschinen, die Methode von Ackerbau und Viehzucht gerade während der letzten dreißig Jahre verbessert worden ist. Als eine Folge dieser rationelleren Ausgestaltung der Landwirschaft wird unter anderem die Steigerung des

Ernteertrages bezeichnet. Vom Hektar Roggen wurden 1878 bis 1880 geerntet 10 Doppelzentner, 1904 bis 1909 je 18,5! Bei den Kartoffeln stieg der Ertrag pro Hektar gar von 75 auf 140,5 Doppelzentner! Und während im Lande die Agrarier über Rückgang der Viehzucht jammern, wird den Ausstellungsbesuchern in großen Tabellen gezeigt, daß die Viehzucht längst den Ackerbau überflügele und daß insbesondere die Schweinezucht im stetigen Wachsen begriffen sei, daß die Zahl der Schweine seit 1873 von 7,1 Millionen auf 22,1 Millionen, die Zahl der Rinder von 15,8 auf 20,6 Millionen, die der Pferde von 3,35 auf 4,35 Millionen gestiegen sei u. a. m. Ferner erfuhren auf diesem Wege die Besucher, daß der Verkaufswert des deutschen Viehbestandes über 10 000 Millionen Mark beträgt, und daß die Landwirte bereits aus dem Verkauf von Milch und Butter mehr Einnahmen haben als aus dem gesamten Getreidebau. Das alles klingt ganz anders als das, was man bei uns daheim von den Agrariern zu hören gewohnt ist. . . .

Die Eisenindustrie Deutschlands erzählte in Turin stolz, daß es ihr in den letzten Jahren gelungen ist, die altberühmte englische Industrie in der Roheisen- und Stahlproduktion zu überflügeln. In Deutschland wurden 1871 1,51, 1909 aber bereits 13 Millionen Tonnen Roheisen erzeugt und Hand in Hand damit vermehrten sich die Großbetriebe. Von den annähernd 11 Millionen gewerblicher Arbeiter entfallen auf die kleinen Betriebe (1 bis 5 Personen) 3,2 Millionen, auf die Mittelbetriebe (6 bis 50 Personen) 2,7 Millionen und auf die Großbetriebe (51 und mehr Personen) 4,9 Millionen Arbeiter. Die Zahl der gewerblichen Arbeiter in den Kleinbetrieben ist seit 1895 fast gleich geblieben, in den Mittelbetrieben aber um 800 000, in den Großbetrieben gar um mehr als 2 Millionen größer geworden. Und als weiteren Beweis für die Entwickelung der deutschen Industrie wird angeführt, daß 1872 für 1676 Millionen Mark industrielle Rohstoffe eingeführt worden seien, 1908 aber bereits für 4687 Millionen Mark. Im Jahre 1879 seien erst für 1027 Millionen Mark Fabrikate aus Deutschland ausgeführt, 1909 aber für 4217 Millionen Mark!

Hierzu gab der deutsche Katalog eine interessante Erläuterung, die wert ist, zu Nutz und Frommen aller deutschen Arbeiter registriert zu werden. Der Katalog konstatierte, daß an dem kolossalen Aufschwung der Industrie die Arbeiter das größte Verdienst haben — ein Argument, das man daheim sorgsam als Geheimnis hütet. Die deutschen Arbeiter seien die bestqualifiziertesten der Welt, heißt es da, und alles, was für die Volksbildung und Volkserziehung getan und ausgegeben werde, was man an Volkbsbibliotheken, Lesehallen, Volkshochschulkursen und ähnlichen Instituten gründe, das komme der Industrie wieder zugute.

„Alle diese Einrichtungen", so liest man da auf Seite 25 wörtlich, „ermöglichen, daß insbesondere auch dort, wo es sich um Maschinenarbeit handelt, mit größter Intensität produziert werden kann, wie man denn die Erfahrung gemacht hat, daß eine Herabsetzung der Arbeitszeit zum mindesten für qualifizierte Arbeiter nicht etwa einen Rückgang der Produktion, sondern im Gegenteil eine Zunahme derselben im Gefolge hat."

So sagte man es den Besuchern der Ausstellung. Daheim aber betätigt man sich im entgegengesetzten Sinne. Da legt man den die Bildung der Arbeiter fördernden Gewerkschaften alle erdenklichen Hindernisse in den Weg, da nennt man die planmäßige Erziehung der heranwachsenden Arbeiterjugend „verbrecherische Aufhetzerei", da werden gegen Streikende, die eine Verkürzung der Arbeitszeit fordern, Polizisten und Maschinengewehre mobil gemacht. Dieser Katalog aber ist, wie eine Fußnote ausdrücklich betont, ebenso wie die Ausstellung, „unter Mitwirkung der deutschen Reichsregierung ins Leben gerufen worden".

Erläuterungen, Bezeichnungen und Inschriften sind, mit ganz wenigen Ausnahmen, meist nur in deutscher Sprache angebracht worden, wie auch der Katalog nur einsprachig ist. Als wenn alle Italiener deutsch könnten oder die Franzosen und all die anderen Besucher! Niemand scheint gewußt zu haben, daß unter den Italienern nur sehr wenige sind, die deutsch sprechen, daß die Italiener viel lieber französisch lernen als deutsch. Und doch wollte man offiziell gerade mit dieser Ausstellung die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Italien neu beleben. Wie kann man das, wenn die meisten Italiener unbelehrt und ununterrichtet durch die deutschen Ausstellungsräume laufen müssen!

Dafür aber hat die deutsche Regierung das, was sie über die „Segnungen" der „Arbeiterwohlfahrt" unter dem Titel: „Schutz der Arbeit" zur Schau gestellt hat, in drei Sprachen veranschaulicht! Daß jeder über 16 Jahre alte deutsche Arbeiter „gesetzlich gegen Invalidität und Alter versichert" ist, daß rund 15 Millionen Personen der Versicherung „unterliegen" und daß an 1 700 000 Erwerbsunfähigen „Renten", an 180 000 Personen „lebenslängliche Renten" gezahlt worden sind, daß für diese Zwecke 1635 Millionen Mark, für die Invalidenversicherung 151 Millionen Mark verwendet worden sind; das erfährt jeder Besucher auf deutsch, französisch und italienisch.

Es würde natürlich zu weit führen, auch nur flüchtig aufzuzählen, was die anderen Länder alles ausgestellt hatten. Es möge daher die summarische Andeutung genügen, daß Frankreich mit der Mode paradierte, England mit Maschinen, Rußland mit Bergwerks- und Textilprodukten, Italien mit Erzeugnissen der Kunst und des Kunstgewerbes, Argentinien mit Bodenfrüchten und seinen Schulen, Ungarn mit land- und forstwirtschaftlichen Produkten, die Schweiz mit industriellen und landwirtschaftlichen Maschinen, Persien mit Teppichen, Schmucksachen usw., China und Japan mit Erzeugnissen der Keramik, der Glasmalerei, Mosaik- und Stickereiindustrie, Siam, Indien, Serbien, Türkei und andere orientalische Länder mit den Spezialitäten ihres Landes und den Besonderheiten von Land und Leuten. Es darf deshalb ruhig gesagt werden, daß der aufmerksame Beobachter auf einer solchen Ausstellung viel und vielerlei lernen kann. Diese Weltausstellung war zweifellos der Ausdruck der Universalität von Handel und Industrie, die die friedliche Entwickelung der Völker fördern und immer innigere Beziehungen der Kulturvölker knüpfen will. Sie umfaßte alle menschlichen Tätigkeiten und berücksichtigte neben der Ausstellung industrieller Erzeugnisse die Kunst, Literatur, kurz das gesamte geistige Leben der Kulturvölker. Kosmopolitische Tendenzen hat freilich eine Weltausstellung nicht. An das Wohl und Wehe der ganzen Menschheit denkt sicher nicht ein einziger Aussteller. Im Gegenteil. Nirgends ist so schroff wie gerade auf einer Weltausstellung jedes Land bemüht, seine nationale Besonderheit zum Ausdruck zu bringen. Aber der Zweck der Ausstellung, von der Leistungsfähigkeit und Produktionsrichtung der Länder ein Bild zu geben, und durch den öffentlichen Wettbewerb zur Hebung und Entwickelung von Gewerbe und Kunst beizutragen, die fachmännische Bildung zu erhöhen, wird bis zu einem gewissen Grade restlos erreicht. Sie spornt den Wetteifer an, in der Schönheit oder Zweckmäßigkeit der Arbeit das Höchste zu erreichen; sie lernt den Markt kennen, bildet den Geschmack und das Urteil, indem sie eingehende Vergleiche gestattet, und unterrichtet über die herrschende Zeitrichtung. Sie vermittelt, wie der italienische Katalog sich ausdrückt, auf allen Gebieten des Könnens einen internationalen Austausch, sie stellt die Produkte der Arbeit in würdiger Weise dar und erzielt dadurch innerhalb der gewerblichen und künstlerischen Kreise erhöhtes Selbstvertrauen, außerhalb derselben einen lehrreichen Einblick in alle Zweige des Schaffens, auf beiden Seiten Ueberwindung der Vorurteile für oder gegen die vaterländische Industrie. Zu den technischen Erfolgen, zur Entwickelung von Gewerbe und Industrie haben diese Art Ausstellungen schon sehr viel beigetragen, und auch der Vorteil kann nicht geleugnet werden, den Tausende von Arbeitern genießen, die beim Aufbau von Weltausstellungen (an der Turiner haben allein über 500 deutsche Arbeiter mitgeholfen) Land, Leute und Sprachen kennen lernen, ihren Gesichtskreis erweitern und ihre internationale Solidarität praktisch betätigen. Ihre internationale Gesinnung wird dabei ganz besonders reich befruchtet. Freilich sehen sie hier die Länder und Völker neben- und miteinander wetteifern. Sie tragen hier friedfertig ihre Konkurrenzen aus und wetteifern um die Gunst der Fremden, um Lob und Anerkennung.

Drei Gedichte.

Pflicht.

Nach unten zieht uns alles Leben.
Wir aber stemmen uns dagegen
Und jauchzen, wenn wir uns erheben
Und wandeln auf erhöhten Wegen.

Und die zu schwach sind, um zu ringen,
Wir müssen ihnen Hände reichen,
Daß sie sich auch zur Höhe schwingen
Und daß sie den Erhöhten gleichen.

Die Erde.

Er sagt: die Erde laste schwer auf ihr,
Sie wird den Sarg und ihren Leib erdrücken. —
O ruhte doch die Erdenlast auf mir,
Mich könnte ihre Schwere nur beglücken.

So drückend wie mein Leben ist sie nicht,
Denn sie ist tief und dunkel und voll Frieden.
Es dringt kein Laut in ihren kühlen Schoß,
Sie ist die Mutter aller Wegemüden.

Kein Trost kann . . .

Kein Trost kann mich bestimmen,
Daß ich mein Haupt erheb',
Daß ich in diesen grimmen
Zeiten als Froher leb,
Daß sich in diese Nächte
Des Grams ein Licht verirrt,
Das mir die Hoffnung brächte,
Daß alles besser wird.

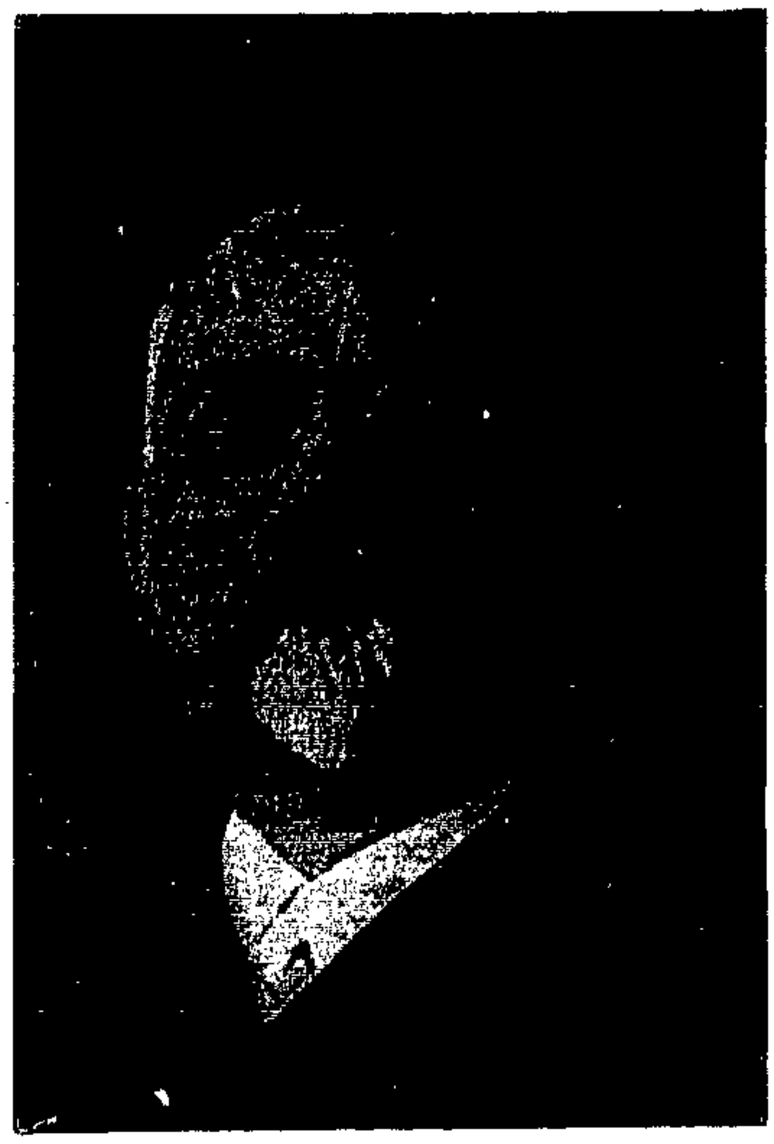
Leo Heller.

Feuilleton.

Dänische Bildhauerkunst. Die dänische Malerei ist auf unseren Ausstellungen heimisch. Aber selten sehen wir Werke dänischer Bildhauerkunst; diese ist wie überall die Stiefschwester der ersteren, die zurückstehen muß. Seit Thorwaldsen, der in Rom lebte und der Antike seinen Stil entlehnte, hat eigentlich nur der Norweger Sinding, der in Paris Anregungen empfing und in Kopenhagen eine zweite Heimat fand, ein größeres Publikum begeistert. Während einige sezessionistische Bildhauer, wie Willumsen mit archaistischen, barbarischen Stilisierungen revolutionär empfundener Schöpfungen ein mehr pathologisches, als ästhetisches Interesse wachriefen, obschon sie vielleicht beanspruchten, als Wegbahner angesehen zu werden, die, auf eine analytische Darstellung verzichtend, zugunsten einer synthetischen Auffassung, sich einer monumental gesteigerten Bildhauerkunst nähern möchten. Doch wird dieses Ziel wohl nur im Anschluß an eine im wahren Sinne moderne Architektur zu erreichen sein.

Gute Vorbilder findet der dänische Bildhauer auch in Kopenhagen. Das Thorwaldsen-Museum steht ihm offen, und die „Ny-Carlsberg-Glyptothek" enthält nicht nur vorzügliche Werke älterer dänischer Bildhauer, unter denen besonders Bissen hervorragt, ein Schüler Thorwaldsens, der die antike Linie des Meisters modernem Empfinden näher brachte, sondern auch eine bedeutende Auswahl der besten französischen Skulpturen. Unbeschadet ihrer nationalen Eigenart, haben dänische Bildhauer Anregungen von diesen Meisterwerken empfangen und ihrer guten heimischen Tradition neue Lebenssäfte zugeführt. Auch auf das Verständnis des Publikums hat diese Kunstsammlung einen wohltätigen Einfluß gehabt, und eine andere Schenkung Jacobsens, der zufolge in öffentlichen Parks teils vorzügliche Nachbildungen antiker Werke, teils moderne Statuen zur Aufstellung gelangten, wird das Interesse an der Bildhauerkunst in immer weitere Kreise tragen. —

Auch unsere Abbildungen, Reproduktionen nach Skulpturen dänischer Bildhauer, gehören hierher. Ada Bonfils geht in ihrem Werke „Der kleine Wasserscheue" dem Konflikt mit dem Publikum im Anschauen des Nackten geschickt aus dem Wege; einmal daß sie kindliche Gestalten zur Darstellung wählte, was der Prüderie weniger anzüglich erscheint, und ein andermal, daß sie diese in einer Situation schildert, in der das Unbekleidetsein nichts Unmotiviertes, nichts Befremdendes hat. Sorgfältiges Studium und gewissenhafte Ausführung zeichnen das Werk aus. Graziöse Linienführung, harmonischer Aufbau erfreuen das Auge. Ein Hauch von Lieblichkeit und innigem Empfinden, von Andersenscher Märchenstimmung liegt über der Gruppe. Die „Unkraut jätende Alte" von Anne Marie Carl Nilsen spricht von der Mühsal des Lebens. Man wird an Millets Aehrenleserinnen erinnert, an Kalckreuths Darstellung alter Frauen, an Meuniers eherne, herbgroßzügige Gestalten. Aber Meuniers Schöpfungen haben jenen klassischen Zug, den ihn Millet zu sehen gelehrt hatte und der den Werken des großen Franzosen, einen erdentrückten, fast sakralen Charakter verleiht. In dem Werke von Anne Marie Carl Nilsen aber finden wir eine reine Wiedergabe des Geschauten, einfach und groß dargestellt, in eindringlicher, wuchtiger Technik. Der Bildhauer K. Hansen-Jacobsen hat in seiner Skulptur „Gevatter Tod" ein Motiv aufgenommen, das ehedem auf Epitaphien alter Kirchen oftmals behandelt wurde, in einer uns nicht selten grotesk anmutenden Art. Der Tod auf diesem Werke trägt in eilendem nicht zu hemmendem Schritt ein Kind hinweg, dessen Mutter von Schmerz überwältigt zu Boden gesunken ist, gebrochen an Leib und Seele, als ob sie sich niemals wieder erheben könnte. e. j.



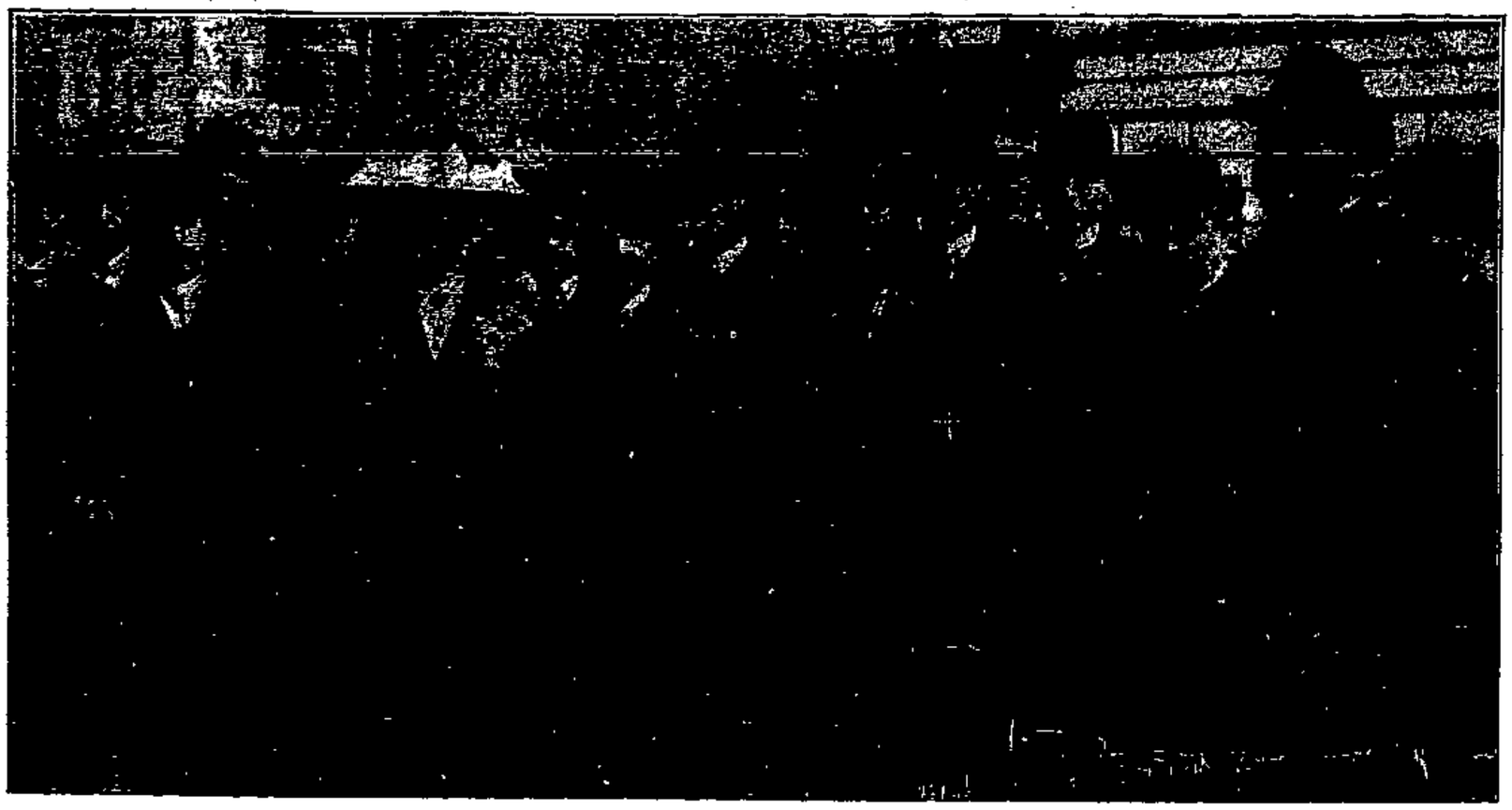
Wilhelm Pfannkuch.

Am 28. November sind sieben Jahrzehnte vergangen, daß Wilhelm Pfannkuch in Kassel geboren wurde. Der Siebzigjährige kann an diesem Tage auf ein reiches Leben Rückschau halten. War er auch nie mit irdischen Gütern gesegnet, so gab doch eine 45jährige erfolgreiche Tätigkeit in den Reihen der sozialdemokratischen Partei seinem äußerlich so schlichten Leben einen reichen Inhalt. Nachdem er sieben Jahre in der Fremde Erfahrungen des Wanderlebens gesammelt hatte, folgte der 25jährige Tischlergeselle, in seine Vaterstadt zurückgekehrt, den Jüngern Ferdinand Lassalles. In dem kleinen Kreise begeisterter Sozialisten, zu dem in Kassel, wie vielfach anderwärts, die Tabakarbeiter das Hauptkontingent stellten, hatte Pfannkuch bald die unbestrittene Führerrolle. Als Schweitzer und Fritsche im September 1867 den ersten deutschen Gewerkschaftskongreß nach Berlin einberiefen, war Pfannkuch der Delegierte der Kasseler Genossen. In Kassel herrschten damals in der Arbeiterbewegung die Lassalleaner, und es war eine Anerkennung für die dortige Bewegung, daß die erste Generalversammlung des „Verbandes der Verbände" der Gewerkschaften 1869 in Kassel abgehalten wurde. In jenen Jahren innerer Wirren hielt Pfannkuch treu zu der ihm liebgewordenen Organisation, aber er bewährte sich gleichzeitig als guter Demokrat, indem er im Rahmen des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins die immer unerträglicher werdenden autokratischen Gelüste Schweitzers scharf bekämpfte. Als 1875 die Streitaxt zwischen den beiden sozialdemokratischen Fraktionen endgültig begraben wurde, tat Pfannkuch als Organisator und Agitator der geeinten Partei dermaßen seine Pflicht, daß er nach der Wahl von 1877 in den Kgl. Eisenbahnwerkstätten, in denen er seit sieben Jahren als Kolonnenführer beschäftigt war, gemaßregelt wurde. Der Streich ging daneben. In den folgenden Jahren konnte Pfannkuch als Expedient, als Lokalredakteur, als Zigarrenhändler und Gewerkschaftsredakteur noch mehr als bisher seine ganze Kraft dem Streben seiner Klassengenossen widmen. Neben Kassel wurden Hamburg und Berlin das Feld seiner Tätigkeit, bis er im Anfang des Jahres 1894 nach Berlin übersiedelte, nachdem er in den Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie berufen worden war. Getragen von dem Vertrauen der Genossen des ganzen Reiches, wurde er von Jahr zu Jahr von neuem wiedergewählt. Im Deutschen Reichstage vertrat Pfannkuch in den Jahren 1884 bis 1887 Berlin VI, wo er in der Nachwahl an Stelle des doppeltgewählten Hasenclever, der für Breslau-West angenommen hatte, gewählt worden war, und 1898 bis 1906 Magdeburg. Im Berliner Roten Hause ist er seit zwölf Jahren ein Sachwalter der Armen und Enterbten in allen kommunalen Fragen. Wir wünschen, daß Wilhelm Pfannkuch, jetzt einer unserer „Alten", in gleicher geistiger und körperlicher Frische in den kommenden Jahren sich noch an manchem neuen Erfolge der Partei freuen möge, der die Arbeit seines Lebens galt. hm.

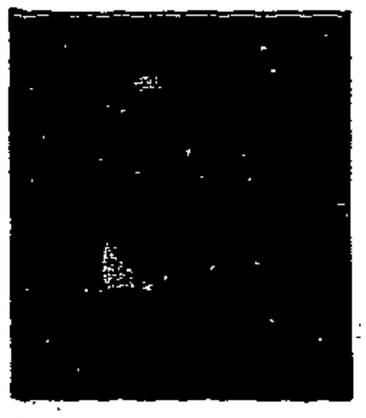
Neue Bücher. Von der bei J. H. W. Dietz Nachf. (Stuttgart) erscheinenden „Kleinen Bibliothek" gingen uns zu: R. Bommeli „Wie Berg und Tal entstehen" (Bd. 15) und Julius Deutsch „Aus alten Tagen" (Bd. 16). Bommelis Buch ist ein kurzer Abriß der dynamischen Geologie; die umgestaltenden Wirkungen des Wassers, der Luft und der Organismen, der Einfluß der Vulkane, der Erdbeben auf die Gebirgsbildung usw. werden erörtert. Deutsch greift in seinem Buche aus der Fülle der deutschen Wirtschafts- und Kulturgeschichte die interessantesten Kapitel heraus, die er zu leichtverständlichen historischen Skizzen verarbeitet hat. Beide empfehlenswerten Bücher sind hübsch illustriert; der Preis des einzelnen Bändchens beträgt 75 Pf. für das broschierte, 1 Mk. für das gebundene Exemplar; die Vereinsausgabe kostet 50 Pf. — Noch ein Gedichtbuch möchten wir hier erwähnen; es trägt den Titel „Aus Tag und Tiefe", Gedichte von Ludwig Lessen (Berlin, Buchhandlung Vorwärts. Preis 1,50 Mk).

Goldenes Wort. Wollt ihr keine Müßiggänger in der Gesellschaft, so füttert keine Faulenzer, und wollt ihr keine Diebe und Bettler, so gebet jedem, was die anderen auch haben. (Aus Wilhelm Weitlings Schrift „Garantien der Harmonie und Freiheit").

Huysmans (Brüssel).



Vandervelde (Brüssel).



Winarsky (Wien).

Dr. Renner (Wien).

Proletarische Friedensdemonstrationen,
die sich mit dem italienisch-türkischen Krieg beschäftigten, fanden an zwei Novembersonntagen in verschiedenen europäischen Großstädten statt. Unsere Bilder zeigen die ausländischen Referenten, die in Berlin sprachen; in der Gruppenaufnahme des Mittelbildes ist der französische Redner (Thomas-Paris) durch ein Kreuz kenntlich gemacht.

Nachdruck des Inhalts verboten! Verantwortl. Redakteur: A. Salomon-Delssen, Berlin (Niederschönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg.
Druck: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68.